

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Ein Abstecher nach England
Autor: Ulrich, Hans C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573098>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ein Trüppchen von etwa ihrer achtzig, in ihren alten, an napoleonische Zeiten erinnernden Uniformen, mit Frack, Tschako und weißledernen Kreuzbandelieren, stand vormittags zum Empfang und zur Entwaffnung der einwandernden Regimenter an der Grenze. Die armen Bourbakis waren freilich nur allzuoft, ihre Waffen auf neutralem Boden in den Schnee in hohen Pyramiden ablegen zu dürfen. Stumpfsteinig, halb erfroren, aufs äußerste ermattet und hungrig, hustend, zum Teil selbst schwerkrank, schleppten sie sich in ungeordneten Regimentskolonnen weiter durch den hohen Schnee, hinab durch das Tal der Orbe.

Am Nachmittag kamen dann die ersten Truppen unserer fünften Division, von der Brigade 14 Bataillon 34, in Balaigues oben an, zur gehörigen Grenzbefestigung an dieser wichtigen Eingangspforte.

Das Hauptquartier des Divisionsstabs V war am 31. Januar von Chauxdefonds nach Neuenburg verlegt worden; schon am folgenden Tag zogen wir aber wieder weiter per Bahn nach Nyon und von da zu Pferd nach Orbe.

Dieser Ritt von Nyon nach Orbe (Mittwoch den 1. Februar 1871) ist mir von all den Erinnerungsbildern aus jenen längst entchwundenen Zeiten wohl das klarste geblieben, weil es einen so freundlichen Gegensatz bietet zu den unmittelbar darauf folgenden Bildern des erschütternden, tiefsten Kriegselsends.

Gleich nach Mittag stiegen wir in Nyon zu Pferd. Die fast gänzlich ebene Gegend am Süden des Neuenburgersees, ziemlich reizlos bis nach Orbe (Distanz zehn Kilometer), zeigte sich im Gewande einer stillen, strengen Winterlandschaft. Grauer Nebel war aus den Jurabergen ins Tal gerückt, der Boden überall von hohem Schnee bedeckt, einzelne Wasserläufe zeichneten sich dunkel darin ab, auf der Straße gute Schlittbahn und die Bäume alle mit Rauhfrostkrusten behangen. Unser kleines Trüppchen des Divisionsstabs ritt die breite Heerstraße entlang durch die Winterlandschaft, immer nach Süden.

Voran die stämmige, breit Schultrige Gestalt des Divisionärs mit dem martialischen Kopf und Schnurrbart à la Henri IV auf seinem so ganz zum Reiter passenden, starknochenigen Grauschimmel. Daneben die schlanke hohe Figur des Stabschefs, in Haltung und Schnitt des Bartes völlig an einen österreichischen Stabsoffizier gemahnend, vorzüglich beritten. Dann die Adjutanten, die Hünengestalt eines Hans von Hallwyl mit gelocktem Blondhaar und mächtigem Schnurrbart à la Victor Emanuel und die echt deutsche Erscheinung eines Th. von Salis, sehr groß, schlank, hellblond. Man wünschte da unwillkürlich die

Typen von Stabsoffizieren aus vier verschiedenen Nationen dahinreiten zu sehen.

Es folgen die übrigen Offiziere des Divisionsstabs, die Grünen und die Hellblauen, und schließlich in reglementarischer Distanz ein Trüppchen unserer Dragoner als Begleitung. Einer der Letztern erlaubte sich auf diesem Ritt die Bemerkung: „Das eleganste, wenn auch nicht das beste Pferd des ganzen Stabs reitet entschieden unser Stabshauptmann Doktor!“ Die Bemerkung war von dem Sohn des bekannten Pferdehändlers B. aus Zürich gerade noch laut genug gemacht worden, sodass sie von meinem scharfen Ohr erfasst wurde und meine geheime Eitelkeit auf die „Esterhazyfute“ richtig fizierte.

Mehr als eine Stunde waren wir so in den neblig kalten Wintertag hinausgeritten, teils im Schritt, teils im bekannten, auf einige Kilometer sich ausdehnenden ganz kurzen Dauertrab, wie ihn der Divisionär so sehr liebte. Da plötzlich hielt dieser seinen Schimmel mit einem Ruck an, reckte sich hoch auf dem Sattel, den Arm rechts hinausstreckend, mit dem Ausruf: „Was ist das?“

Von den runden Hügeln rechts, am Austritt der Orbe ins Tal, wo aus den Jurabergen herab die Nebel in dichten Schwaden wallten, lösten sich erst ganz verschwommen aus dem Nebel heraus einzelne Reitergestalten. Immer deutlicher zeigten sich, immer zahlreicher, die Reiter in hellgrauen langen Mänteln, in langsamster Gangart die gewundene Straße vom Hügel herabziehend. „Bei Gott, das sind ja schon die Bourbakis!“ Es war wirklich ein ganzes Regiment Reiter von der französischen Ostarmee.

Nun galt es aber einen gefrechten Trab, der uns bald nach Orbe förderte. Der Divisionsstab V kam um drei Uhr dort an, beinahe gleichzeitig mit den ersten Kolonnen der Bourbakis, die aus der Schlucht der Orbe herniedergestiegen.

Orbe, das kleine Städtchen, malerisch auf einem ganz isolierten Hügel beim Eintritt des Flusses ins Tal gelegen, hat eine uralte Geschichte. Zu Römerzeiten, als „Urbigenum“, war es Hauptort eines der vier helvetischen Gau, im Mittelalter Hauptstadt von Kleinburgund. Das alte Nest, jetzt noch reich an römischen Überresten, hatte einst die glänzenden Feste gelesen, die Karl der Große dort gegeben, und in seinen Mauern hatten die drei Enkel Karls des Großen die Teilung des Reiches unter sich vorgenommen. Soviel Glend aber wie in den Tagen vom 1. bis 4. Februar 1871 hatte der Ort noch nie in seinen Mauern auf einmal besammelt — auch noch nie mit Aufbietung der Kräfte all seiner Bewohner soviel in Werken wahrer Menschenliebe geleistet!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Absteher nach England.

Mit acht Originalzeichnungen des Verfassers.

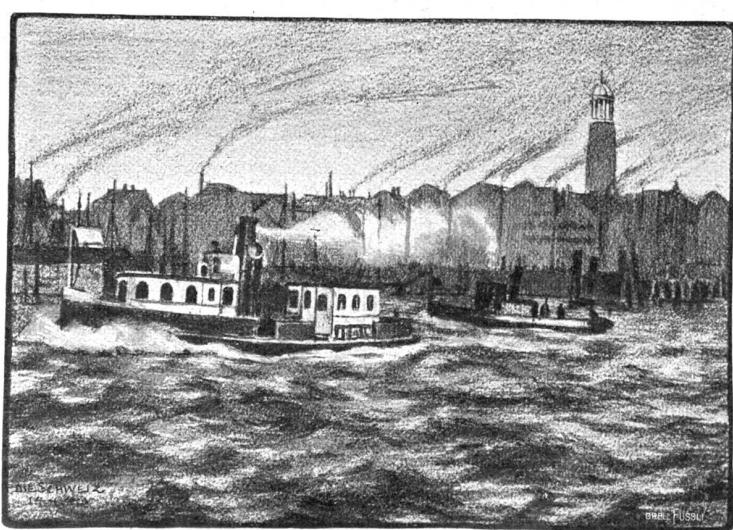
Man könnte das Ding ja auch „eine kurze Reise nach England“ nennen; aber es tönt doch viel großartiger, wenn man einem Freund, durch den man über die Pläne der nächsten Zeit interviewt wird, antworten kann: „Ich mache nächste Woche einen Absteher nach England, um ein großes Schiff während der Fahrt sehen und das Leben darauf beobachten zu können.“

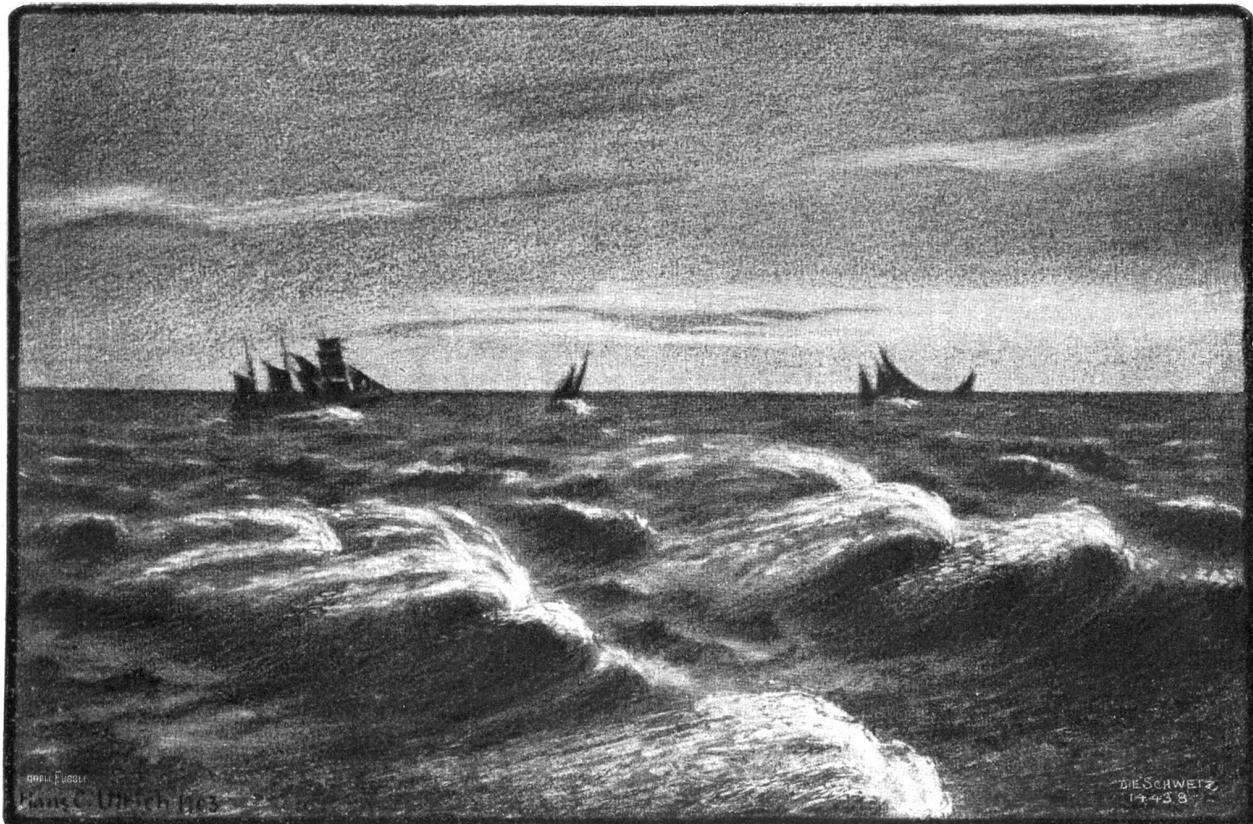
Und was ist eine Reise von zehn Tagen anderes?

Nach einer langen, aber interessanten Fahrt durch die herbstlich farbige Landschaft kamen wir — sechs junge Männer — nach Hamburg. Dieser betriebsreichen Hansestadt konnten wir einen ganzen Tag widmen und brachten ihn zu drei Vierteln im Hafen, zum andern Viertel in St. Pauli, der permanenten Messe, zu. Das pfeifende und zischende Gewühl der kleinen Hafendampfer, dazwischen die gleich Felseninseln daliegenden Schiffstolosse, die Wälder von Masten über dem bewegten schmutzigen Wasser und im Hintergrund die Stadt mit ihren grünen Turmhelmen und Kuppeln machten auf mich, den Neuling, einen unvergesslichen Eindruck.

Am nächsten Morgen, einem Samstag, brachte uns ein Extrazug der Hamburg-Amerika-

Linie der Elbe entlang nach Cuxhaven. Durch weite Hallen und über einen hübschen grünen Platz ging der Weg direkt





ins Schiff. Leider mußte ich mir's versagen, die rührenden Szenen zu stizzieren, die sich am Ufer und an Bord des „Moltke“ abspielten, als der Dampfer unter den wehmütigen Klängen des alten Liedes: „Mues i denn, mues i denn zum Städtele 'naus“ sich weiter und weiter vom Ufer entfernte. — Die Vorgänge der nächsten sechs Stunden zu schildern ist mir unmöglich. Ich weiß nur, daß ich anfangs das Gefühl hatte, der Boden sinke unter meinen Füßen in die Tiefe wie in einem Löff; statt daß er sich aber, den Bewegungen des Schiffes gemäß, wieder hob, ging's immer noch eine Etage tiefer, bis . . . Huhu! — Am Sonntag früh weckte uns die Schiffssapelle mit einem Choral auf. Durch mein Kabinenfenster erblickte ich die grünblaue, unendliche Meeressfläche. Sie war belebt durch einige Segel und das tanzende Spiel der Wogen, deren weiße Köpfe, sobald sie sich schäumend erhoben, vom scharfen Westwind fortgeblasen und zerstaut wurden. Über dem Horizont färbten die ersten Strahlen der Morgensonne die Ränder der Wolken orangegelb.

Infolge des heftigen Gegenwindes wurde unsere Fahrt — zu unserm Vergnügen — um einige Stunden verlängert, sodaß die Insel Wight in der Dämmerung verschwommen auftauchte und der Hafen von Southampton vollends in Nacht gehüllt war, als uns ein Tender ans englische Land brachte. Ein leger Blick zeigte uns den Cherbourg zufahrenden Dampfer nur noch als zwei unregelmäßige Ketten von Lichtern.

In den hohen Räumlichkeiten eines Hotels bekamen wir das erste „Ale“ zu kosten, das uns wie Tropfbier schmeckte. Unsere wenigen englischen Brocken zusammensuchend, münhten wir uns ab, dem Kellner verständlich zu machen, daß wir gerne etwas Besseres hätten, wobei ich den Sprecher machte und einer meiner Kollegen — verstand, was geantwortet wurde. Schließlich blamirte uns der Gaminde doch noch mit den Worten: „Schwäze Se nu deitsch; i bin vo Konstanz.“

Das ideuzlichte Regenwetter veranlaßte uns andern Tags Southampton zu verlassen und so schnell wie möglich Plymouth, unserm Bestimmungsort, zuzueilen.

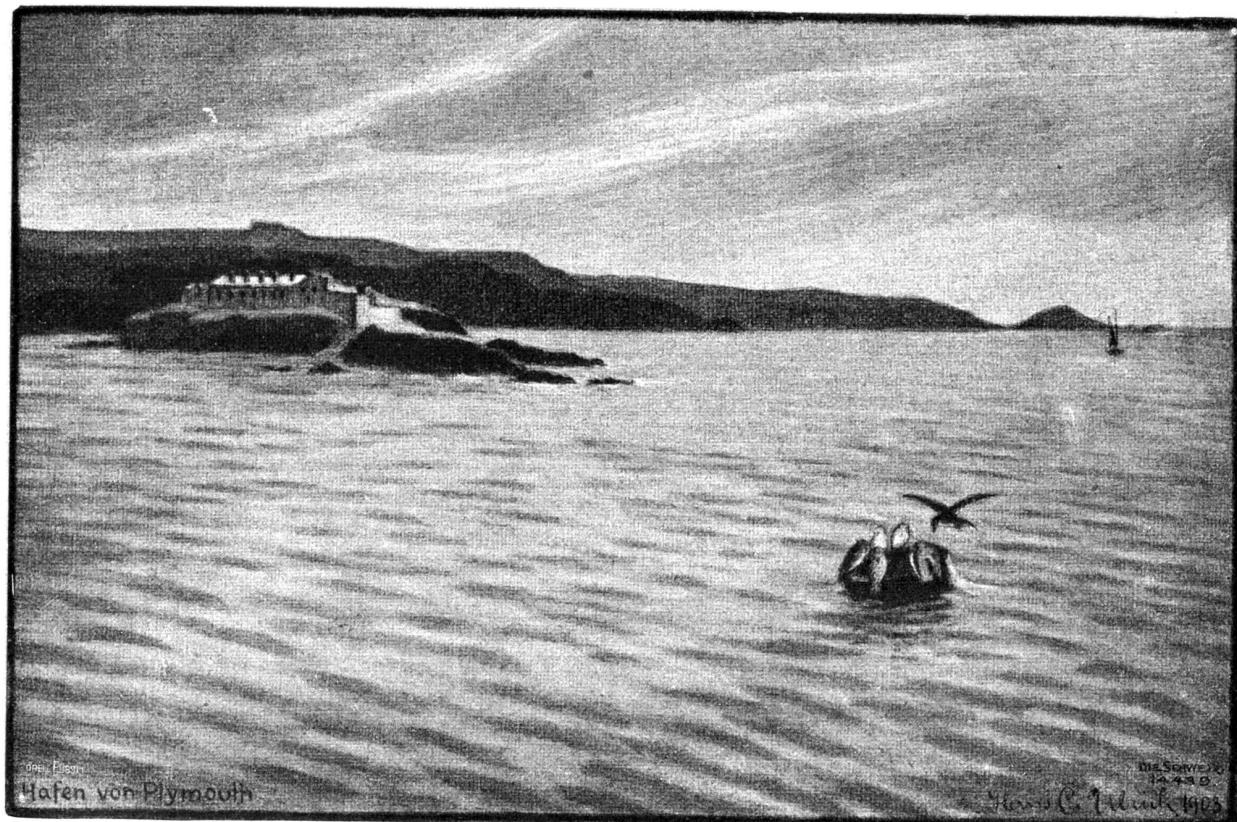
Plymouth, Stonehouse, Devonport, diese drei engver- bundenen Städte, die wohl verhältnismäßig selten von Kon-

tinentalen besucht werden, gruppieren sich äußerst malerisch um die vielen Einbuchtungen, die die Küste dort aufweist. Vor der Stadt Plymouth liegt ein herrliches Seebecken, das nach außen durch einen langen Hafendamm abgeschlossen und durch eine in seiner Mitte liegende befestigte Insel bewacht wird. Von da aus zweigen mehrere engere Kanäle ab, von denen besonders ein nach Nordost tief ins Land eindringender das reinstre Dorado für Maler ist. Hier liegen einige gewaltige Zwei- und Dreimaster, an denen Reparaturen vorgenommen werden oder die den zur Absfahrt günstigen Wind abwarten; dort ist eine Menge kleiner Segelbarken veranfert, über deren zierliche, schwankende Maste hinweg man einen verfallenen Turm erblickt. Kleine Dertchen, aus eng aneinander geschwiegten armfelsigen Baracken bestehend, wechseln mit langgestreckten Felsenpartien, und dann und wann liegt unter riefigen Baumgruppen und von einer festen Mauer geschiützt ein reizendes, traumhaft stilles Landhaus. Anders das Stück der Küste, wo die eigentliche Stadt sich zum Meer hinabsenkt. So ungefähr stelle ich mir die Riviera vor. Nur ist der Himmel hier nicht der ewig blaue. Doch könnte man sich jene Villa mit den Loggien und dem großen Wintergarten, so wie sie auf dem Felsen liegt und von dunklen Baumkronen umgeben ist, ganz gut auch in Nervi denken.

Auf einer breiten, baumlosen Plattform, an die sich unmittelbar die größten Hotels und die Zitadelle anschließen, ergehen sich abends die Bewohner der Stadt, sofern ihnen nicht der über den Hafen weg pfeifende Sturmwind dieses Vergnügens raubt. Ist dies der Fall, so bietet ein runder, auf einem Felsenrüss über dem Wasser gebauter Pavillon Schutz und Unterhaltung für mehrere Tausende.

Auch sonst fehlt es den See- und Landtruppen, deren Plymouth eine Unzahl beherbergt, nicht an Amusement. Varietés und Theater machen, wo man hinsieht, durch Riesenplakate Reklame für ihre Darbietungen, und in den Straßen ängeln braune und blonde Dämmchen um die Wette nach den Rotrücken, die mit den biegsamen Spazierstöcken in der Faust, die zärtlichen Blicke schmunzelnd auffangen.

Was man in drei Tagen sehen und mitmachen kann in



Hafen von Plymouth

einem Land, dessen Sprache man nur zur Hälfte beherrscht, glaubten wir immerhin gesehen und erlebt zu haben, als der von Amerika kommende Hamburger Dampfer „Auguste Victoria“ uns aufnahm. Während die Schiffskapelle das englische Gestade mit der Nationalhymne begrüßte, sandten wir unsere letzten Blicke nach dem Lande, von dem wir nun eine Ahnung hatten und so gerne mehr als das kleine Stück kennen gelernt hätten. Wir trösteten uns aber bald mit den liebenswürdigen Passagieren und der hochseinen Verpflegung, und da ich diesmal von der Seefrankheit verschont blieb, half ich mit doppeltem Vergnügen die unzähligen Gänge des Gala-Dinners bewältigen, womit der Ober-Steward die Gäste zum Willkommen in Europa und zum Abschied

vom Ozean aufs trefflichste regalirte. Die Artidocken, die er auffahren ließ, brachten leider einen meiner Kollegen in Verlegenheit. In völliger Unkenntnis des Gegenstandes hatte er die Saucé über die Frucht gegossen, und als er bei seinem Nachbar gesehen, wie dieser von Hand dem Ding zu Leibe ging, mußte er, wenn auch schweren Herzens, das schon ergriffene Besteck weglegen und die Sache aufgeben.

Um Mitternacht des folgenden Tages waren wir wieder in Cuxhaven, und damit war der schöne Traum für uns ausgeträumt. Als einziges Andenken blieben mir die wenigen Skizzen, die mir noch oft jenes malerische Gestade jenseits des Kanals vorzaubern werden.

Hans C. Ulrich, Zürich.

Jean-Paul.

Nachdruck verboten.

Artistenroman von Holger Rasmussen. Deutsch von Friedrich von Känel, Nejchi.

(Fortsetzung).

Augenblicklich griff der Clown diesen Beifall auf und trug den Krieg direkt in das Lager des Feindes über: „Sie selbst hören. Großes Publikum klatschen! Nicht mir! Klatschen ihm!“

Jean-Paul wies auf den Herrn in der Loge. „Großer Clown! Großer Dummkopf! Ich klein, ganz klein! Konkurrenz, Konkurrenz!“

Es folgte einen Augenblick Schweigen, und der Herr in der Loge zeigte sich, rotglühend vor Wut.

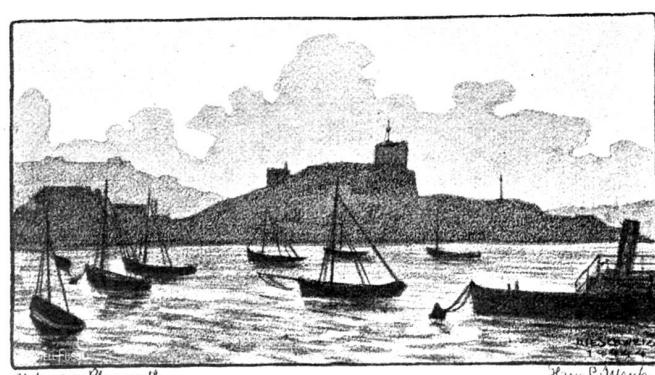
Seine Freunde ließen halblaute Ausrufe hören, wie: „Marktgaufler! Gemeiner Kerl! So was sollte ein Ende nehmen!“

Aber nun war der Clown in seinem Fahrwasser. Nicht eine Sekunde ließ er seine Feinde mehr los:

„Herren da oben böse?“

Er zeigte wieder.

„Ah, ich verstehe! Herren brauchen viel Tinte! Viel



Hafen von Plymouth

Hans C. Ulrich.